

Athen.

Auf Ded, scheinbar dicht über meinem Kopf, rasselte die Ankerkette. Meine Kabinentür wird aufgerissen, der Ruf: „die Akropolis ist in Sicht!“ erschallt. „Die Akropolis!“

Eine Straße ins Land hinein, hinter grünen Hügeln, erhebt sich ein steiler, braungoldener Felsen. Und aus ihm heraus wächst, wie von der Natur geschaffen, die Burg des alten Athen. Innerhalb wie es scheint, mehr traumhaft als wirklich. Man unterscheidet wenig Einzelheiten, aber was an Linien und Konturen zu erkennen ist, macht den Eindruck, als sei hier jedes Schwergewicht, jeder Widerstand der Materie überwunden.

Allmählich schieben sich die Berge wieder vor die visionäre Erscheinung. Um ein Vorgebirge herum steuert der Dampfer in die Bucht von Piräus. Wie ausgelöst ist die Erinnerung an das klassische Altertum. Ein großer Hafen, halb europäischer, halb orientalisches Gepräge, liegt vor uns. Wie zwei Hangarme dehnen sich rechts und links die Wellenbrecher; sie lassen den Schiffen nur eine schmale Durchfahrt, die den größten größeren Dampfer am liebsten ist, wenn sie sie hinter sich liegen haben.

Es wimmelt von großen und kleinen Schiffen im Piräus. Jedes Land, das auch nur einigermaßen Ueberseehandel treibt, läßt seine Schiffe hier anlaufen. Für viele Verbindungen ist Piräus der Umschlaghafen. Direkte Linien gehen von hier nach Konstantinopel, Smyrna und Alexandrien, nach Triest, Neapel und Genua. Trotzdem sollte Piräus bisher die Bedeutung für den Handel, den Saloniki besaß; denn es sind keine nennenswerten Schienenwege vorhanden. Erst die Fertigstellung der projektierten Bahn durch den Sandbühl und der Zweiglinien würde die Stadt zu ihrer vollen Bedeutung bringen.

Das Verkehrsmittel, das uns in knapp 20 Minuten vom Hafen mitten in die Stadt brachte, war eine Untergrundbahn modernsten Typs. Die sehr praktisch und bequem eingerichteten Wagen stammten aus den Werken von Siemens u. Co. Sie sind auf dem Balkan gerade auf dem Gebiete der Elektro-Industrie besonders oft deutschen Erzeugnissen begegnet. In schnellem Tempo ging es ohne Aufenthalt nach Athen.

Als wir aus dem unterirdischen Bahnhof an die Oberfläche traten, sah jeder von uns im Herzen der Stadt Athen sofort reuig ab, was er an trüben Gedanken über sie gehegt hatte. Der „Boulevard“, auf dem wir standen, war eine der schönsten Straßen, die ich je gesehen habe. Von imposanter Breite, mit vier Reihen dichtbebaute Bäume und Palmen gesäumt, führt sie schurgerade durch die ganze Stadt. Die Paläste, die rechts und links über die Hügel hinwegsehen, sind alle aus einem blendend-weißen Stein gebaut und in einem Stil, der in sehr glücklicher Weise die klassischen Formen in Einklang bringt mit der Bauweise moderner Zweckbauten. Dadurch erhält das gesamte Stadtbild einen vornehmen, eigenartigen Charakterzug und bleibt doch im Rahmen dessen, was wir unter einer modernen europäischen Großstadt verstehen.

Wo man sich auch in Athen befindet, sobald man sich der Meerseite zuwendet, fällt der Blick auf die Akropolis. Alle Straßen scheinen auf sie zuzulaufen. Sie thront über der Stadt und man hat den Eindruck, als breite sich hinter ihr das — Nichts.

Man muß ziemlich weit aus der Stadt herausfahren, um auf die Akropolis zu kommen. Demütig, zu Fuß, muß man ihr nahen. Auf demselben steinigen Pfad, auf dem früher die Opferzüge wallfahrte, steigt man hinauf, zu den Säulen des Parthenons. Weit in der Runde sieht kein profaner Bau das Bild. Der Ausblick zur Stadt ist bis zum letzten Augenblick durch den Gipfel verborgen. Gegen das Meer hin aber breitet sich eine Dünenlandschaft, in der nichts steht als vereinzelte Ruinen und kleine Gruppen weißblättriger Olivenbäume. Die Häuerguppen von Piräus und P h a l e o n, dem bekannten Seebad, sind durch hohe Sanddünen bedeckt, die teilweise erst künstlich geschaffen wurden.

Leber das Erlebnis, das eine Stunde auf der Akropolis bedeutet, zu sprechen, hat keinen Sinn, besonders heute nicht, wo der Römische Aisch so ganz andere Fragen an sich geknüpft hat, als die, welche aus steinernen Trümmern aufsteigen. Nur ein sei gesagt: diese Trümmer, diese geborstenen Säulen, gestürzte Kapitale, zerstörten Tempel sind in ihrer Verwüstung noch erhabener als jedes Bauwerk, das irgendwo auf der Erde Menschenhände in seinen Wann schlägt. Das hier ist „beseelter Stein“, und man empfindet es, wie angesichts solcher Kunstwerke die Sage vom Apoll entstehen konnte, der mit den Tönen seiner Leier die Quadern zur Halle türmte. Harmonie und Rhythmus, die Grundelemente jeder Kunst, finden sich auch in dieser steinernen Komposition.

Auf dem Rückwege in die Stadt kommen wir an ein paar Stellen vorbei, auf denen sich Weltgeschichte abgepielt hat. Da ist ein flacher, schwarzgrauer Felsen: auf ihm richtete in alter Zeit

der Arcopag. Hier hielt Paulus seine Apostelrede vor den Männern Athens. In einem eingefriedeten riesigen Gräberfeld geht es darüber, auf dem die Arbeiten Schliemanns nicht nur ungeschlagene Grabsteine, sondern auch viele Lebersteine von Tempelbauten und Denkmälern freigelegt haben. Rings um diese Ruinen, noch auf dem Boden des ursprünglichen Athens, dehnt sich die Handwerkerstadt, das einzige Viertel, in dem der Gedanke an den Orient wieder lebendig werden kann. In hundert krummen und engen Gäßchen, die vom Lärm der Arbeit erfüllt sind, drängt sich hier ein arbeitsreiches und anspruchsvolles Volk. Hier jeder den ganzen Tag das Glodengewimmer nicht auf, und fast in jeder Straße steht eine Kirche, aus deren Dämmern das Licht unzähliger Wachskerzen ins Freie strahlt. Bettler aller Art und jeden Alters zanken sich mit den Verkäufern von geweihten Amuletten, Lichtern und Wachsbildern um den Platz in der Vorhalle.

Zwischen dieses Viertel und die eigentliche Stadt schiebt sich ein Gürtel von öffentlichen Anlagen und staatlichen Gebäuden, Kasernen, Militärschulen und Lazarette sind in dieser Gegend vereinigt.

Der „Schloßgarten“ — einem Paradies, in dessen Mitte das häßlichste und düsterste Königshaus der Welt liegt — gelangt man in den schönsten und modernsten Stadtteil, der nach Plänen des bayerischen Baumeisters Menze angelegt worden ist. Besonders zwischen Universitäts- und Stadionstraße findet sich auf verhältnismäßig engem Raum eine Reihe außerordentlich schöner und bedeutender Bauten. Hier liegen neben der Universität die öffentlichen Bibliotheken, in unmittelbarer Nähe die Akademie der Wissenschaften, das Deutsche Archäologische Institut, die meisten großen Geschäften und das Haus Schliemanns, das an Schönen der alten Kunst, und nicht nur der griechischen, mehr birgt als irgendein anderes Privathaus auf der Welt. An der Stadionstraße liegen das Parlamentsgebäude und die Ministerien. Diese wunderbare, vornehme Straße ist wie geschaffen für die gern inszenierten politischen Demonstrationen, die sich nicht selten auf ihr abspielen.

Das moderne Athen ist eine überaus elegante und lebensfrohe Stadt. „Athen-Paris“ könnte man es nennen, wie einst Goethe „sein Leipzig“. Und mit größerem Recht, denn auch die französische Sprache gehört zu dieser Stadt, und die Damen der ganzen und halben Welt Athens sind geschätzte Kundinnen in den Modellsalons der Seinesstadt. Aber auch sonst ist Frankreich für Neuhellas das Land, aus dem man „Kulturgüter“ bezieht, trotz der deutschen Königin und trotz des Lebensmerks, das Männer wie Schliemann, Dörpfeld u. a. daran gesetzt haben, um den Griechen von heute das Erbe ihrer unerreichbaren Ahnen zu erhalten. Die lateinische Münzkonvention, der Griechenland angehört, scheint auch für das Geistige zu gelten.

Trotzdem ist gerade in Griechenland das eigene Bildungswesen sehr hoch entwickelt. Die kleinsten griechischen Dörfer haben ihre Schule. Und ein sehr früher Schritt, den zu tun wir noch immer zaudern, ist dort unten längst gemacht worden: von der Elementarschule bis zur Universität ist jeder Unterricht, sind alle Lehr- und Lernmittel völlig unentgeltlich. Der Gedankensprung ist bei der Schulfürsorge vollkommen ausgeschaltet. Auch der ärmste Junge hat bei geeigneter Veranlagung das Recht und die Möglichkeit, zu studieren. Das hat zeitweise zu einem Massenandrang auf die Universität von Athen geführt und ein Bildungsproletariat geschaffen, das in keinem Verhältnis steht zur Bevölkerung des Landes. Es soll sogar der akademisch gebildete Straßenbahnführer vorkommen. Andererseits ist der allgemeine Bildungsstand in Griechenland bedeutend höher gegenüber dem der anderen Balkanländer, und die wirtschaftlichen und politischen Erfolge des Landes dürften in erster Linie auf diese Tatsache zurückzuführen sein.

Die Bildungspolitik in Griechenland — der dänischen gut vergleichbar — wird in reichem Maße unterstützt durch die Freigabezeit, mit der seine in der Fremde reich gewordenen Söhne die alte Heimat bedenken. Es ist dies einer der schönsten Züge im Charakter des griechischen Volkes, daß es seine Heimat nicht nur in Worten beschwört, sondern ihr gern über jede Pflanz hinaus mit materiellem Opfer dient. Athen wird oft die „zusammengesetzte“ Stadt genannt. Daron ist viel Wahres, denn ein großer Teil dessen, was an Bildungsinstituten, öffentlichen Anlagen, sanitären Anlagen usw. den Fremden in respektvolles Erstaunen setzt, ist Geschenk ausgewanderten Griechen.

Das Straßenleben ist fast ganz europäisch. Einen merkwürdigen Eindruck machen nur die Ziegenherden, die mit vollen Eutern morgens durch die Straßen getrieben werden. Anscheinend sind die Athener Hausfrauen gegen die Möglichkeit einer Nahrungsmittelfälschung, und darum lassen sie sich Milch direkt in die Gefäße melken.

Eine Spezialität Athens sind auch die „Luftri“, die Schuh-

puher, die mit offenerhandiger Geschwindigkeit für fünf Lepta jedem Stiefelpaar Hochglanz verleihen. Manche haben ihr Geschäft nach amerikanischem Muster eingerichtet, sich einen Laden gemietet, in dem der Kunde auf hohen Lederstühlen thronet, während die Projektur der „Fußwaschung“ vorgenommen wird. Wer will, kann dabei die neuesten Tageszeitungen lesen, die zur Benutzung der Gäste anhängen. C. S. Klögel.

Kleines Feuilleton.

Montis Operetten-Theater: „Der Sterngucker“.

Unsere Operettenkomponisten älterer Ordnung wollen oder können nicht mehr umlernen. Als sie jung und zeugungsfräftig waren, verlockte sie schwerer Goldgewinn, weiter auf der eingeschlagenen Bahn leichter Erfolge fortzuschreiten und sie lachten der Kritik. Heute, da mancher gern einlenken möchte, nützt sie ihm nichts mehr oder doch nur herzlich wenig. Literarische Unterernährung möchte man's nennen, wenn produktive Musiker immer wieder zu alten Operettenschemata und zu miserablen, mindestens arbeitslosen Textunterlagen greifen. Auch der „Sterngucker“ gehört zu diesen.

Es ist nichts anderes, wenn — in läppischer Handlung und noch läppischeren Reimen — irgendein junger Rabob anstatt Rennpferde zu halten, sich mit der Sternsucherei beschäftigt und schließlich nach allerhand harmlosen „Verlobungen“ mit Wadlfischen so nebenbei heiratet. Mit zwei langweiligen Akten glaubte man die alltägliche Angelegenheit als erledigt betrachten zu sollen. Da kam noch ein dritter Akt, worin die unerbittlich neue Weisheit kundgemacht wurde, wie rasch eine mit reichen Sternguckern geschlossene Ehe in die Grube gehen kann, wenn der Gatte nicht fleißig mit seinem Weibchen Spag und Spägin spielt.

Zu dem allen schrieb Lehár seine Musik. Sie hört sich, das muß man sagen, recht artig und gebildet an. Ja, auch Lehár bestrebt sich offensichtlich, alle Errungenheiten des modernen, sogar des futuristischen Instrumentalorchesters zur Anwendung zu bringen. Trotzdem gelang es ihm nicht, wie die Duos, Couplets und Walzer beweisen, über die wehleidige Schemata des Operettenkomponierens hinauszuwachen. Ein langlebiges Ding wird sein „Sterngucker“ schwerlich sein.

Wieviel Sterne gibt es?

In neuester Zeit ist man so weit gekommen, die Zahl der Sterne auf rund anderthalb Milliarden zu schätzen, womit eine der schwierigsten Aufgaben der Astronomie gelöst wäre. Diese Zahl, die nur annähernd genau ist, wurde von den Astronomen Chapman und Melotte, die in der Greenwich Sternwarte arbeiten, gefunden. Sie haben sich zu diesem Zwecke der photographischen Platten des verstorbenen Liebhaberastronoms Franklin Adams bedient. Bekanntlich lassen sich auf der photographischen Platte Lichtindrücke festhalten, die dem, selbst mit dem größten Fernrohr bewaffneten menschlichen Auge nicht mehr erkennbar sind. Diese Aufnahmen zeigen Sterne bis etwa zur zwanzigsten Größe, während der Lichtstrahl der Sterne auf das menschliche Auge bei der neunten oder zehnten Größe aufhört. Das bloße Auge sieht etwa 6000 Sterne aller verschiedenen Größen. Daß das Zählen der Sterne außerordentlich mühsam ist, kann man sich leicht vorstellen, besonders da deren Anzahl mit jeder Größenklasse etwa um das Dreifache zunimmt. Dies gilt jedoch nur für die Sterne erster Klasse, sonst wäre die Anzahl eine erheblich größere, die Zählung aber bedeutend leichter. So ist z. B. die Zahl der 14. Größe nur noch die doppelte der 13., und dieser Unterschied nimmt immer mehr ab, bis bei der 24. Größe, bei welcher wir auf die Hälfte aller sichtbaren Sterne gelangen, die Zahl der Sterne mit der fortschreitenden Größenklasse nicht mehr zu, sondern abnimmt.

Notizen.

Der Berliner Volkschor veranstaltet am Sonntag, den 30. Januar, abends 7 Uhr, in der Festhalle des Rathhauses (Eingang Jüdenstraße) einen Franz Liszt-Abend, in dem Egon Petri eine größere Anzahl Liszter Klavierkompositionen vortragen wird. Einlaßkarten für 30 Pf. nur in den Chorproben Mittwoch und Freitag, abends 8 1/2 Uhr, Langestr. 31 (Aula).

Gastspiele für die Lazzarette. Die Kleinen Hauskomödien mit Musik älterer deutscher Meister beginnen Mitte nächster Woche ein Gastspielreise durch die Lazzarette der Mark. Die erste Aufführung findet in dem Pavillon des Vereins-Lazzarett's Deelit-Heilstätten statt.

10]

Der Gang der Sakije.

Ein Roman aus dem modernen Aegypten.

Von Willi Seidel.

Während Daud sich nun Aug' in Auge mit dem Gelde sah, kam ihm wohl der Gedanke, sich ein einziges, ja, bloß ein einziges der größeren Stücke anzueignen, und er schüttete bis auf ein Vierhillingstück die Beute in den Sack zurück. Die Münze mit den Fingern umklammernd, wollte er zurückweichen; da aber überkam ihn ein plötzlicher eisalter Schreck: ihm war, als wandere sie, als strebe sie selbständig aus seiner Hand zurück wieder unter die Scherbe zu den anderen; und seine abergläubischen Augen glaubten in der Erde ein Wesen zu erkennen, einen erdsarbenen Afsid von der Gestalt des Dabbus, der hoch und fein wie eine junge Katze schrie, nicht laut, nur so, als ob dem Laufenden das Trommelfell erklinge. Daud verscharrte eiligst seine Beute; dann floh er aus dem Stall, am ganzen Leibe zitternd.

Er dämpfte seine Angst dadurch, daß er in dem Wohn- und Schlafraum bei der Feuerstelle nach Essen suchte und von entzündetem Holz und Fleischstücken, die er hinter der Handgetreidemühle entdeckte, eine Mahlzeit hielt. Sein Appetit war so mächtig, daß ihn seine Befriedigung der Zukunft gegenüber völlig gelassen machte. Denn nun (er hörte sie schon von weitem schnaufen) kamen die Eltern zurück.

Sie atmeten hörbar durch die Nasen und waren ermüdet. Zunächst rührte Daud sich in der Erde nicht und verhielt sich mäusehinstill, da er sein böses Gewissen spürte, als er die Eltern sah. Es war halbfinster geworden; durch die Lir sah man noch einen schwefelgelben Streifen am Himmel. Doch war es noch hell genug, daß Daud die Züge seiner Ernährer betrachten konnte. Sie waren tief durchsucht und mürrisch. Dabbus kam herein und verschwand wie ein Gespenst in einem Winkel. Umm-Dabbus hantierte mit allerlei und sprach mit sich selbst. „Nun suchst sie den Fuß“, dachte Daud. Wahrscheinlich, das tat sie; und als sie ihn nicht fand, ward sie recht ungehalten. Sie beschuldigte zunächst Dabbus, und dann den Vater, der die Zumutung in bilderreichen Wendungen von sich wies. Immerhin schloß damit der Anmut ins Kraut und die zermürdeten Beute schrien sich mit schallenden Stimmen und leidenden Gesichtern an. Endlich beruhigte sich die Frau und zündete eine Zungel an, um noch ein letztes Mal zu suchen und bei dieser Gelegenheit beleuchtete sie Daud.

„Schande über dich, du Unband,“ schrie sie, zunächst

nur aus ihrer Stimmung heraus; hierauf fuhr sie ihm mit sehr schnellen Fingern an den Mund und roch an ihrer Hand. „D. Unheil über dich Auswurf — du hast den Fuß gegessen!“ Sie schwenkte ihre Hand zur Bestätigung gegen den Vater, der wie ein Gewitter näher kam. Er rüstete sich, Daud zu prügeln, und dabei kamen ihm auch dessen andere Sünden zum Bewußtsein, was seinen Eifer förderte. Daud wand sich ihm jedoch wie eine Schlange unter den Händen weg, so daß der alte Fellacke im entscheidenden Augenblick mit seinem Grimm allein war. Seine milde, edle Gestalt drehte sich ratlos, da er nicht wußte, wohin Daud entflücht war. Da die Zungel im Gemenge verflocht war, sprach er in das Dunkel hinein:

„Wo bist du, und warum tust du uns dies an?“

„Hier bin ich, Vater,“ erwiderte die Stimme aus undeutlicher Richtung. „Ich habe den Fuß gegessen, denn einer, der das erhabene Wort kennt, muß seinen Magen stärken.“

„Was faselst du da vom erhabenen Wort? — Seit wann sprichst du diese Sprache?“

„Seit heute bin ich bei einem Fiki in der Schule, der mich lehrt.“

„Ah, darum hast du die Sakije schamlich verlassen; wie ein Trockkopf hast du gehandelt. Das kleine Ferkel Dabbus kann die Büffelstuh nicht treiben; wir haben ihn erprobt. D. über dich erbärmlichen Schmutzfink! Und du glaubst, Allah hat dir eine andere Laufbahn gewiesen als das ehrenwerte Gewerbe all derer, die vor dir waren? Du bist noch ein Eibotter und willst ein Fiki werden? Was lehrt er dich?“ Da sang Daud seine Sure. Sie klang seltsam eindringlich aus dem Dunkel heraus und rief Demut hervor. Eine Pause entstand; und von jetzt ab ward Zabals Tonsfall milder.

„Es ist eine gute Sache, das richtige Wort zu beten, wie es geschrieben steht. Wir beten, wie wir es überkommen haben; doch wer spricht uns den heiligen Koran?“

„Dies ist die „Eröffnende“,“ dozierte Daud. „Hierauf, mein Vater, folgt „Die Kuh“. Diese ist zu Medina geoffenbart. . .“ fügte er etwas selbstgefällig bei.

„Wunder über Wunder“, rief Zabab aus, während Umm-Dabbus schwieg und ihre weich geschlitzten Augen auftrif, wodurch ihre Züge die Schlafliche religiöser Eingabe annahmen. Daud benutzte diesen günstigen Augenblick, um zu der praktischen Seite zu kommen.

„Ich werde viel Geld verdienen und werde den ganzen Koran lernen und lesen und schreiben. Bald werde ich auf den Hochzeiten und Beschneidungen als Sänger bezahlt,

denn der Fiki lobte meine Stimme; sie sei eitel Schmelz und Wohlklang, sagte er, und er habe ähnliche Stimmen nur in Kairo gehört. Kein Unglück darüber!“ fügte er erschrocken bei, als er sich auf diesem riesigen Eigenlob ertappte. Nachdem er ein Weilschen still gewesen, um die Verhütungsformel in ihrer Wirkung nicht zu schwächen, fuhr er fort: „Ich werde auch bei Beschwürungen zugegen sein, und die Afsids unter dem Dschinn werden wie Spagen vor dem Adler flüchten. Denn das heilige Wort, welches ich erlernen werde, ist mächtig ganz und gar. Ich werde als Schreiber bezahlt werden und eure Beschwerden an den Kubir zu Papier bringen; ich werde euch Amulette gegen den bösen Blick verfertigen, euch und allen, die mich darum bitten, ich werde kein Geld dafür nehmen, und Allah wird mich lohnen.“

Die Eltern hatten diese Rede staunend mit angehört. War die schwarze Gestalt dort im nachdunklen Rahmen der Tür, die so tönend sprach, der schmutzige kleine Büffelwart? Ja, wahrhaftig, da mußte ein Wunder geschehen sein. Und ihre Herzen schwollen ihm entgegen.

„Sagen über dir! Ja, wir werden von dir einen großen Nutzen haben unser Leben lang!“

„Das weiß Gott,“ meinte Daud voll Ueberzeugung.

„Aber jener Scherz verschleckt dein Wissen nicht.“

Zabab wurde unruhig, und auch Umm-Dabbus nestelte an ihrem schwarzen Kopftuch.

„Was heischt der würdige Mann?“ fragte Zabab.

„Er läßt dir sagen und spricht: Wenn du mir im Umfang jeden Monats einen Doppelpiaster übersendest . . . und ein junges Guhn . . . und eine Wassermelone, wenn sie reifen, so wird Gott mir und dir gnädig sein.“

Die Wirkung dieser Eröffnung war die, als hätte ein Blitz in der Hütte eingeschlagen. Endlich höhnte Zabab und sprach:

„Allah! Du weißt nicht, was du sprichst! Gott ist groß! Ein junges Guhn! Einen Doppelpiaster jeden Monat! Bin ich ein Effendi? Jeder Tag frißt den anderen auf! Wir sind arm wie Ratten! Woher sollen wir das nehmen?“

„Gast du kein Geld?“

„Bei meinem Bart, keine zehn Millimes.“

„Du sprichst freventlich: Bei meinem Bart; geh in den Hühnerstall und hebe die Topfscherbe auf unter dem Not, in der Erde; da ist Geld genug, um zehn Schulmeister für mich fett zu machen!“

(Fortf. folgt.)

